



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rochau, A. L. v.: Reiseleben in Süd-Frankreich und Spanien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reiseleben

in Süd-Frankreich und Spanien von A. L. v. Nothau *).

An Herrn A. L. v. Nothau.

Paris im December.

Dein Buch, lieber August, ist ein tüchtiges Buch, ein Buch, wie selten welche geschrieben werden, in dem ein Volk uns lebendig vorgeführt wird — in dem ein Mann, gesund an Herz und Kopf, uns an seinen Gefühlen und Gedanken bei der Beschauung der edeln Reste und Nachlasse einer einst großen Nation Theil nehmen läßt. Noch einmal: Dein Buch ist ein tüchtiges Buch, wie wenige geschrieben werden, wie unsere neue Reiseliteratur nicht Viele aufzuweisen hat.

Da hast Du's! — Nun ist's heraus.

Du sagtest mir einmal, nachdem Du Gines meiner Bücher in einem deutschen Blatte schlecht gemacht hattest, „daß es Dir fast unmöglich sei, über mich öffentlich zu sprechen, weil es Dir so vorkomme, als sprächest Du über Dich selbst.“ Ich war damals nicht ganz mit Dir zufrieden, daß Du Dich nicht ein wenig mehr „selbstgelobt“ und „Dir“ nur „Deine“ Fehler in meinem Buche vorgerückt hattest. Aber seit Du auch ein Buch geschrieben, und ich daran denke, es öffentlich zu besprechen, fühle ich nur zu sehr, wie Recht Du damals hattest. Und deswegen thue ich mir Gewalt an, beginne mit dem kesssten „Selbstlobe“ Deines Buches, und rufe in die Welt hinaus: „Das Buch ist gut, sehr gut, besser als die guten!“ — und setze in aller Bescheidenheit hinzu, daß ich Dich noch viel lieber als Deine Bücher habe, und daß daher die Leser dieser „Kritik“ immerhin, wenn's ihnen beliebt, der Freundschaft und meinem „Selbstlobe“ zuschreiben mögen, was, wie ich sicher bin, nur der Tüchtigkeit Deines Werkes gebührt.

Ich habe ein ähnliches Gefühl schon bei einer anderen Gelegenheit gehabt. Als mir Moriz Hartmann, der Dritte in unseren Sternenträumen zu St. Cloud, einen Theil seiner Gedichte widmete, hat mich eine dumme Schen abgehalten, öffentlich von dem Talente, dem schönen Herzen und dem tapfern Streben unseres Freundes alles Gute zu sagen, was ich nach dem Durchlesen seiner Gedichte, nach dem Geiste, der sie durchweht, von ihm dachte. Es war mir fast,

*) Cotta'sche Buchhandlung 1847. Die Grenzboten haben über dieses interessante Buch bereits in No. 43 gesprochen.

als sei dies noch offener eine Art Selbstlob, da ja unser Freund meinen Namen neben dem seinigen dem Buche vordruckt hatte.

„Aber somit genügt es, daß ein Freund Dich und Du ihn gerne habest, damit er der Handreichung, die Du ihm gewähren könntest, nothwendig entbehren müsse?“ — das ist verkehrt — und deswegen will ich diesmal mich selbst besingen und sagen, was daran ist: „Das Buch ist gut — obgleich der Verfasser mein Freund ist.“

Hiernach sollte nun die „Kritik“ kommen. Und ich denke sie wird kommen; aber es ist mir doch nicht eigentlich um's Kritisiren zu thun. — So lange Du hier in Paris warst, plauderten wir manchmal über die Bücher, die wir lasen. Da Du nun weggezogen bist, will ich ein paar Gedanken, die ich, wenn Du hier wärest, auf unseren Spaziergängen oder vor dem Kaminfeuer mit Dir durchgeplaudert hätte, Dir durch die Zeitung zukommen lassen. Ich hoffe, die Leser sollen dabei nicht mehr verlieren, als wenn Andere ihnen Anderes vorlegten.

Mir scheint es, als ob Dein Artikel über Spanien im Ganzen zu milde ausfalle. Ich ahnde das Gefühl, das Dich hier beherrscht. Du siehst in unserem Vaterlande mit hoffnungreichem Blicke in die Zukunft; die Gegenwart aber ist oft so elend, die Menschen sind oft so demüthig, daß trotz des festesten Vertrauens dennoch mitunter Zweifel in Dir ob der Zukunft aufsteigen. Und diese Zweifel machen Dich bescheiden dem fremden Volke gegenüber. Das ist gewiß höchst edel, höchst christlich — nimm's nicht übel, lieber August, — aber es ist christlich, denn Du willst Andern nicht thun, was Du nicht magst, das man Dir thue. Und doch ist diese Bescheidenheit vom Bösen und verleitet Dich zu Fehlschlüssen. Du siehst die kecke Art, mit der jeder Spanier auftritt, denkst an die Demuth, die so oft in Deutschland herrscht, und schließt: O wenn die Deutschen nur ein Fünkchen von diesem „Adelsstolze“ hätten! — Dein Ritterblut kommt mit in's Spiel und verleitet Dich noch mehr zum Bösen — Schlusse. Aber mir scheint es, als ob in dieser „Einzeln-Reckheit“, in diesem allgemeinen „Hidalgo-Stolze“ des Spaniers eine der Hauptursachen liege, daß Spanien zu Nichts mehr kommen kann. Es ist keine Disciplin mehr in diesem Lande möglich — jeder ist ein Held, ein „Ritter“, aber wo sie zu Tausenden sind, machen sie keine Tausend, sondern Eintausendmal Einen „Ritter.“ -- Die „Demuth“, die in Deutschland herrscht, ist oft vom Bösen, wo sie in unbewußtes Aufgeben des eigenen Mannbewußtseins ausartet; aber wo sie selbstbewußte Anerkennung der eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit ist, wo sie mit dem ruhigen Unterordnen des kleinen Ichs im Andenken und zum Besten des großen Alls Hand in Hand geht, da ist die Einfalt und die Demuth die erste Bedingung der Gesamtkraft — der Disciplin, um das dumme, oft mißbrauchte Fremdwort in Ehren zu halten. Es gibt Hundedemuth und Menschendemuth; jene war freilich eine Zeitlang in Deutschland „Mode“, und hat schlimme

Fürchte getragen; diese kann mit dem edelsten Mannes- und Bürgerstolze gepaart sein, wenn sie neben dem Bewußtsein der eignen Unzulänglichkeit den Gedanken an die Pflicht, unser kleines Ich nur zum Besten des großen Gemeinwesens zu verwenden und gebrauchen zu lassen, zu retten weiß. Das ist auch die Grenze zwischen Hunde- und Menschendemuth, jene gehorcht der Laune eines Herrn, diese dient den Forderungen der Gesellschaft und der Menschheit.

Und in dieser Demuth — Menschendemuth, Unterordnung des eignen Ichs unter die Nothwendigkeiten des Ganzen — liegt die erste Bürgschaft der Größe und Tüchtigkeit eines Volkes; während dieser pagige Hidalgostolz jedes Einzelnen eines Volkes die letzte und ewigwirkende Ursache der Schwäche und Elendigkeit ist. Die Zeit der Hundedemuth ist in Deutschland vorüber, und die stolze und selbstbewußte Menschen- und Mannesdemuth — die in der deutschen Natur liegt, wird mehr als alles Andere dafür sorgen, daß Deutschland sich bald, rasch und überraschend wieder zu der Höhe erheben wird, zu der es berufen ist. — Noch ein anderes läßt mich fürchten, daß Du oft zu milde über Spanien geurtheilt hast. Ich bin Dir Schritt für Schritt gefolgt, und freute mich der thätigen und arbeitsamen Natur der Catalanier. Ja, wären die Spanier alle Catalanier, so würde ich Deine Hoffnungen theilen; und ich fürchte fast, der Umstand, daß Du die Barceloner Thätigkeit und Arbeitsrüstigkeit zuerst sahst, ist mit Ursache an Deinem Irrthum. Der erste Eindruck ist schwer zu verwischen.

Aber einmal aus Catalonien heraus ist's mit dem Arbeiten am Ende. Ueberall die schönsten Spaziergänge, überall Leute, die ihre Cigarre mit der höchsten Genügsamkeit schmauchen, die Guitarre spielen, singen, trinken, tanzen — und Gott einen guten Mann sein lassen. Ich könnte Dir sagen, wie viele Hauptstraßen Du durchwandert, in denen Gras wächst. Ich will nicht rechten mit den Spaniern, daß sie lieber an der Sonne liegen, als im Schatten arbeiten; lieber tanzen, daß der Schweiß zur Stirn herabläuft, als schaffen, um in dem Schweiß ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen. Das ist ihre Sache — aber solche Völker sind schwer als Völker zu retten, sind verurtheilt, und mögen sich des dulces für niente freuen, während andere das Tagewerk der Geschichte vollbringen.

Ich sehe, wie Du lächelst, und mich an Irland, von dem ich Manches hoffe, erinnerst. Aber ich sage Dir, ich hoffe nur Etwas von der grünen Insel, weil ich sah, wie dort Arbeiten wieder um sich greift, wie der Bauer nur in Folge der unnatürlichen Zustände, unter denen er lebt, nicht ohne Lohn und Nutzen für Andere, für „Sachsen“ schaffen mag, aber gerne bereit ist, nach England auszuwandern und dort die Grundarbeit zu thun, weil sie dort bezahlt wird. Die Irländer Bauern schaffen in Irland nicht, weil sie das Bewußtsein haben, daß ihre Arbeit nur den Grobern Irlands zu Nutzen kommt. Ich fürchte, die Spanier haben keine so guten Gründe.

Der andere Grund, der ein ganz guter sein mag, ist wenigstens kein stichhaltiger. Ich meine das Klima. Es ist überhaupt verkehrt, diesem so viel als gewöhnlich geschieht, zu Last zu legen. Da, wo heute die Spanier dem Larmiente huldigen, waren einst Tausende von Webstühlen thätig; wo heute Spaziergänge die Hauptsache sind, gab es einst Gilden- und Zunftfeste nach vollbrachter Arbeit. Und jene deutsche Colonie — wie heißt sie gleich? — die seit einem Jahrhundert in Spanien lebt, und wo die Enkel heute so rüstig arbeiten, wie vor Zeiten die Großväter, und deren Felder daher folgerecht eine Dase in der sie umgebenden Wüste bilden? Das Klima ist daran nicht Schuld, sondern etwas Anderes.

Und in diesem Andern, das die Ursache zugleich des „adeligen“ Stolzes und des „adeligen“ Müßiganges in Spanien ist, liegt auch für mich der entscheidende Beweggrund, warum ich fürchte, daß nicht viel von der Zukunft dieses Volkes — wenigstens auf Jahrhunderte hin, und bis ein gutes oder böses Geschick sie von Neuem durchgerüttelt hat, — zu hoffen ist.

Mir war es, während ich mit Dir durch Spanien reiste, als ob die Zukunft Englands sich vor uns öffnete; mir war es, als sähe ich in Spanien, was einst auch in England Gegenwart sein wird. Die angelsächsische Eiche in dem feuchten und gesunden Boden Albions ist ein Kernbaum, und sie wird, selbst an der Wurzel und am Marke angefressen, lange hinfranken, ehe sie zusammenbricht. Ja sie frinkt und fault schon lange im Innern und dennoch steht sie noch immer da, so stolz und mächtig, wie kaum ein anderer Baum der Erde. Aber das Alles verhindert nicht, daß ich in den Ruinen spanischer Größe im Geiste die Ruinen englischer Größe vor meinen Augen zu sehen glaubte. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die innern Ursachen, die Spanien zernichtet haben, heute auch in England in voller Thätigkeit sind. Sie heißen: Eroberung und Gold.

Jede Eroberung fällt auf die Eroberer zernichtend zurück, und wird in der Regel für die Eroberten selbst — wenn sie nicht ausnahmsweise wie die Kelten in England und einem Theile Frankreichs und die Rothhäute in Amerika ausgerottet werden — eine Ursache neuen Aufschwungs. Spanien wurde durch seinen Kampf gegen die arabischen Eroberer groß und mächtig, und ist an seinen eigenen Eroberungen, insbesondere an der Eroberung, die es einst für die schönste Perle an seiner Krone ansehen durfte, an Westindien untergegangen. Je leichter eine Eroberung ist, je glänzender die ohne Mühe errungene Beute, desto größer ist auch die Gefahr für die Eroberer. In Westindien fanden die Spanier ungezählte Schätze, alle Jahre kamen Flotten von Gold nach Spanien — und hundert Jahre später war Spanien zernichtet. Wozu sollte auch der Spanier arbeiten? Schickten doch die Minen Westindiens Jedem so viel Gold er nur wünschen konnte. Die hohen Adligen wurden so reich — wie englische Lords — so reich, daß sie Königreiche hätten kaufen können, daß ganze Provinzen in

ihrem Ueberflusse schwelgten; die hohe Geistlichkeit hatte so volle Säcke, daß sie alle Müßigen um Gottes willen ernähren konnte.

Das ist der Keim des Unterganges. Die Arbeit nur düngt den Lebensboden der Völker, das Gold dürrt ihn aus. Die reichen Adelsparteien sind ausgestorben und die übriggebliebenen grenzen in ihrer Höhe an die tiefste Stufe des Elends, an den Cretinismus. Das Volk aber ist an's dulce far niente gewöhnt, und bettelt — aber nie ohne hinzusetzen: „Wir sind doch Edelleute!“ Gewöhnlich reden sich die hungernden Arbeiter zu Manchester in ihren Meetings: „Gentlemen and ladies!“ an.

Spanien war reich geworden durch eine mühelose Eroberung, und ging an diesem Reichthum und an der Eroberung unter. Das Volk verlernte das Arbeiten und die Herrscher verlernten den Befehlen zu gehorchen. In Westindien waren sie unumschränkte Herren und wurden es sehr bald auch in Spanien. Und daher der Untergang, nicht nur der innern Volkszustände, sondern auch der äußern Institutionen.

Ob Spanien sich wieder je aus diesem Elende herausarbeiten wird, hängt nur davon ab, ob die Spanier wieder arbeiten lernen und sich wieder „discipliniren“ lassen. Si non — non. Wenn einst Einer deiner Nachfolger uns erzählt, daß das Gras aus den Straßen verschwunden, daß die Spaziergänge nicht mehr die Hauptsache, daß der Spanier wieder gelernt hat, erst nach vollbrachtem Werke ruhen — dann wollen wir auch auf eine Wiedergeburt des spanischen Volkes als Volk hoffen.

„Aber das Volk, diese Spanier sind so national, so patriotisch gestimmt, daß sie uns Deutsche auf Schritt und Tritt beschämen!“ So arm, so gehegt durch Parteiwesen, so niedergetreten seit Jahrhunderten, und — doch so national? fragt man sich gerne im Gegensatz zu Deutschland, wo die Nationalität sich Mühe geben muß, in Schwung zu kommen. Vielleicht liegt die Antwort auf deine Frage in der Frage selbst. „So niedergetreten seit Jahrhunderten — und doch so national“ ist nicht der rechte Ausdruck. Es muß heißen: „So niedergetreten und deswegen so national.“ Ja, die Nationalität ist die Gesundheit der Völker. Wer gesund ist, spricht nicht von seiner Gesundheit. Nur die Kranken denken an sie bei jedem Luftzuge, bei jeder Wetteränderung. Willst du lebendige Nationalität sehen, so gehe nach Polen oder auch nach Irland. Zur rechten Belebung des Nationalgefühls gehört vor Allem — die Zernichtung der Nationalität oder wenigstens ihre Mißhandlung und Bedrohung. Jedes Volk, das von einem andern erobert wird, und nicht in der Eroberung untergeht, sieht aus derselben seine Nationalität neu gestählt hervortreten. Das englische „Nationalgefühl“ ist Folge der normannischen Eroberung, das französische erhielt seine Bethätigung in dem Kampfe der Gallier gegen die Franken — der für den Blick des Geschichtsforschers erst mit der Revolution sein Schlußende fand; die irländische „Nationalität“ liegt in dem Haß gegen die „Sachsen;“ die polnische im Joche Rußlands,

Die Eroberung bringt das Nationalgefühl erst zum Bewußtsein. Die römische „Nationalität“ steht erst kräftig da, nachdem die Gallier das Capitol bedroht hatten; erhebt sich von Neuem mit Alles besiegender Macht, nachdem Hannibal vor den Thoren Roms gestanden. Um die unsrige — ist nicht viel Redens werth, weil wir eigentlich an ihr doch nur selten recht krank waren. Hautkrankheiten genug haben uns geplagt, ringsum an Arm und Bein, an Kopf und Brust; aber krank, gefährlich krank war Deutschland nur zweimal, einmal ganz jung und dann in den letzten Tagen. Als die Römer bis an die Weser vordrangen, da galt es, da durchschüttelte es Mark und Bein Germaniens, und die Folge waren die ersten Versuche nationeller Vereinigung, die Zernichtung der Legionen des Varus und endlich der Riesensturm aller germanischen Stämme gegen Rom bis zuletzt die Weltstadt zerstört war. Von da an wurde Deutschland nicht wieder erobert, sah es keinen fremden Feind — die Schweden und die Franzosen, in und nach dem 30 jährigen Kriege, kamen stets als — gute Freunde — mehr im Lande. Deutschland litt an allerlei Uebeln, aber seine Nationalität blieb gesund. Erst Napoleon griff sie, zum zweiten Male, seit Deutschland eine Geschichte hat, an, und die Folge war die Völkerschlacht bei Leipzig und das neu erwachte Nationalgefühl Deutschlands. Rußland droht wie ein dunkler Schatten aus dem Norden, Frankreich selbst denkt heute weniger an eine Eroberung in Deutschland als Deutschland sich daran erinnert, daß Frankreich einst daran gedacht hat. Genug, seit wir wieder einmal recht krank gewesen, sprechen wir viel von unserer Gesundheit, unserer Nationalität. Es ist das gut und wir wollen hoffen, daß es dazu führt, die nationale Leibes-Constitution Deutschlands verbessern zu helfen, damit recht bald wieder die Zeit kommt, wo wir in Ruhe an etwas Anderes und Besseres denken können, als ewig an die Nationalität, an die Gesundheit, die uns mangelt. —

Und so, lieber August, wäre meine „Kritik“ zu Ende; nicht doch — ich habe noch Eines auf dem Herzen. Sei nicht witzig! — Du versuchst es ein paar Mal nicht ohne dabei ein wenig roth zu werden. Es gibt Leute, die zu dergleichen verdorben sind und ich würde Dich und Dein Buch nicht halb so gerne haben, wenn Du nicht eben zum Witze zu gut wärest. Lassen wir das Andern, die dazu gemacht sind sich in der bunten Jacke zu Hause zu fühlen. Es muß auch Affen geben im Lande der Bären. Du aber — laß Dich nicht wieder gelüsten mit den Affen tanzen zu wollen, lieber noch verzeihe ich denen, die mit den Wölfen heulen.

Und nun sei nicht böse, daß ich Dich so schlecht gemacht habe. Es ist nur Vergeltung von wegen des „Selbstlobes,“ das Du nicht zukommen lassen wolltest

Deinem

J. Venedey.